



Vom amerikanischen Traum blieben Ruinen: Alan Michelson nimmt den Betrachter mit auf eine Reise.

Foto Rainer Wohlfahrt

## „Geschichte ist oft sehr schmerzhaft“

Der amerikanische Künstler Alan Michelson stellt im Frankfurter Museum der Weltkulturen aus

„Mespat“. Schmutziges, schlechtes Wasser. So nannten die hier siedelnden Ureinwohner einst dieses nur drei Meilen lange Flößchen, einen Nebenarm des East River in New York. Hier, so darf man vermuten, landeten im 17. Jahrhundert auch die ersten weißen Einwohner der künftigen Weltstadt, nahmen den Indianern das Land weg, gaben es zurück, nahmen es wieder. „Mespat“ lautet auch der Titel von Alan Michelsons Installation, die derzeit in der Ausstellung „Lebenswelten – Kunsträume. Zeitgenössische Kunst der Irokesen“ in der Galerie 37 des Frankfurter Museums der Weltkulturen zu sehen ist. Oder besser: war. Denn einer der Besucher hat die DVD gestohlen, und bis ein neues Exemplar beschafft ist, wird einige Zeit vergehen.

Das ist ein Jammer, denn die Arbeit überschreitet den Rahmen des „weltkulturellen“ Kontexts mit selbstverständlicher Leichtigkeit. „Ich mache nie etwas für ein bestimmtes Publikum“, sagt Michelson, und das spürt man. „Mespat“ nimmt den Betrachter mit auf eine Reise. Es ist die Perspektive der Siedler, der Neuankömmlinge, die voller Hoffnung in ein fremdes Land kommen, doch die vor den Augen vorüberziehende Landschaft taugt jetzt, rund 350 Jahre später, nicht mehr für Illusionen. Vom amerikanischen Traum sind vor allem Ruinen geblieben. „Schmutziges Wasser“, das trifft es jetzt wörtlich. „Amerika war eine Art Projektion, das Paradies“ für diese Menschen, die ihre Heimat verließen, um eine Zukunft zu finden. „Science-fiction“ sei das, sagt Michelson. Was daraus werde, sei eine der zentralen Fragen seiner Arbeit.

Etwa 20 Minuten dauert diese Fahrt mit dem Boot am Ufer entlang, ziehen Industriebrachen, Ruinen und Reste von Natur

wie in einem Wandepanorama des 19. Jahrhunderts ungeschnitten vorbei. Was fehlt, um den Eindruck des Panoramas perfekt zu machen, ist allein die Stimme des Erzählers, der dem Betrachter die Welt erklärt, wie er sie sieht. Es ist das erste Mal, daß der 1953 geborene Michelson mit Video gearbeitet hat. „Ich gehe von der Idee aus. Sie führt mich zur Wahl des Mediums und des Materials.“ Und doch sind seine Wurzeln in der Landschaftsmalerei unübersehbar, wirken die auf eine rund 15 Quadratmeter messende, sich im leisen Luftzug ständig verändernde Wand aus Truthahnfedern projizierten Filmbilder malerisch.

Wie nebenbei versteht man diese schwebende „Leinwand“ als Bild gewordene Reflexion über Anwesenheit und Abwesen-

heit, Erinnerung, Vergänglichkeit und Hoffnung. Im Grunde, so Michelson, sei er ein Landschaftsmaler geblieben, nur daß er sich anderer, häufig wechselnder Mittel bediene. Der in New York lebende Künstler ist mit dieser Arbeit erstmals in einer Ausstellung in Deutschland vertreten, und es überrascht nicht bei einem Mann, den man einen „Künstler der Geschichte“ genannt hat, daß Frankfurt einen eigenen Reiz auf ihn ausübt. Seit einigen Wochen zu Besuch in der Stadt, hat er sie zu Fuß erkundet und womöglich mehr Museen betreten als mancher Frankfurter. Eine Stadt voller Geschichte sei das und bestimmt von der Zerstörung der Geschichte, resümiert er. „Geschichte ist oft sehr schmerzhaft. Als Deutscher wissen Sie, was das bedeutet.“

Michelson weiß es auch, und das nicht nur, weil er zur großen Familie der Irokesen gehört. Als Mohawk geboren, wurde er von einer weißen Familie adoptiert und erfuhr überhaupt erst nach dem Tod der Eltern, daß er Indianer ist. Man spürt, daß ihn das sehr beschäftigt hat. Eine Wunde sei das, die immer mal wieder aufbreche. Damals studierte er schon, doch die Frage nach der eigenen Identität hat ihn naturgemäß schon vorher beschäftigt. Schließlich arbeite sich ein Künstler sein Leben lang an dieser Frage ab. Seine persönliche Geschichte mag ein Spiegel sein, doch im Zentrum stehen andere Fragen. Denn Michelson ist nicht an „small stories“ interessiert, wie er sagt. Ein kleiner Schritt nur, und er gelangt zu allgemeingültigen Fragen nach Geschichte und Identität, wirft den Blick auf historische Zusammenhänge und landet bei der Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart, wie es ihm ganz selbstverständlich in „Mespat“ gelingt.

CHRISTOPH SCHÜTTE

### Karl-Dedecius-Preis an zwei Übersetzer

**ziz.** Seit 22 Jahren vergeben die Robert-Bosch-Stiftung und das Deutsche Polen-Institut regelmäßig einen Preis für polnische Übersetzer. Im Hessischen Landesmuseum Darmstadt ist jetzt zum ersten Mal ein mit jeweils 10 000 Euro dotierter Doppelpreis vergeben worden, der den Namen des Begründers und langjährigen Leiters des Polen-Instituts, Karl Dedecius, trägt. Die ersten Preisträger sind der Übersetzer, Germanist und Theaterwissenschaftler Krzysztof Jachimczak (Universität Krakau) sowie der Übersetzer, Slawist und Historiker Hans-Peter Hoelscher-Obermaier, der am Polen-Institut und an der Universität Saarbrücken gewirkt hat.